

„Einmal muss man auch vergessen können“

Kein leichter Stoff auf der Südtreppe der Vaihinger Stadtkirche – Eindrucksvolle und überzeugende Leistung des Theaterhauses bei „Andorra“

150 Minuten höchster Eindringlichkeit und überzeugenden Schauspiels wurden den 240 Zuschauern am Donnerstagsabend bei der Premiere des Theaterhauses Vaihingen vor dem imposanten Eingangsportal der evangelischen Stadtkirche geboten. Für seine dritte Inszenierung hat sich das Amateur-Ensemble in diesem Jahr das Drama „Andorra“ vorgenommen. Kein leichter Stoff, der allen Beteiligten eine Menge abverlangt.

VON VERA GERGEN

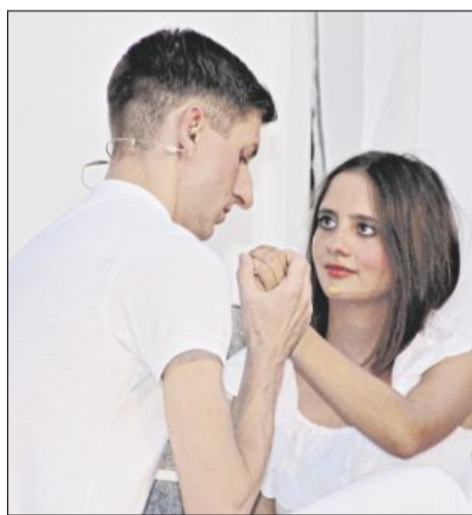
VAIHINGEN. Als starkes Stück gegen den Antisemitismus wurde „Andorra“ nach seiner Uraufführung 1961 zunächst weltweit interpretiert. Dabei tritt in Max Frischs Parabel tatsächlich kein einziger Jude auf, auch wenn die Bezeichnung unzählige Male fällt. Der Schweizer Autor selbst hat sein Werk vielmehr als Modell gesehen, das Rassismus und Ausgrenzung ebenso thematisiert wie kollektive Vorurteile, Mitläuferschuld und die Frage nach der Identität eines Individuums im Vergleich zu dem Bild, das sich die anderen von ihm machen. Auch Thomas Happel, der mit Unterstützung von Claudia Zeller erstmals Hauptregie beim Vaihinger Theater führt, betont im Gespräch, dass es ihm darauf ankam, die Feindlichkeit gegen alles, was anders ist und nicht der Norm entspricht, in den Fokus zu rücken. Deshalb habe man auch die Ausstattung bewusst nicht in die Zeit von damals bringen wollen. Ein Stoff also, der es nicht nur in sich hat, sondern der aktueller kaum sein könnte.

Das Drama in zwölf Bildern führt zunächst die Ausgrenzung Andris (Nico Wasserbach), des angeblich jüdischen Pflege Sohns des Lehrers Can (Michael Riedemann), aus der Gemeinschaft der Andorraner vor Augen, in dem diese eigene Schwächen in Form von Vorurteilen auf den Jungen übertragen. So wird Andri unter anderem als feige, geldgierig und ohne Gemüt beschimpft. Zunächst weigert er sich, für alles Negative den Kopf hinzuhalten, und kämpft gegen sein Schicksal an („Ich bin nicht anders, ich will nicht anders sein!“). Er möchte Tischler werden und Barblin (Leila Eibeck) heiraten, seine vermeintliche Adoptivschwester, die ihn vorbehaltlos liebt. Weil er „als Jud“ als geborener Feilscher gilt, wird ihm die Wunschlehre verweigert und er wird stattdessen als Verkäufer beschäftigt. Zudem wird ihm vom Vater die Zustimmung zur Heirat verweigert, weil er in Wahrheit kein jüdisches Findelkind, sondern ein unehelicher Spross Cans ist und Barblin folglich seine Halbschwester. Dies weiß Andri aber nicht, sondern führt das Nein des Lehrers ebenfalls auf sein „Jud sein“ zurück, statt das Geständnis, zu dem sich sein Vater endlich durchringt, anzuhören. Weitere dramatische Wendungen und Intrigen der Andorraner – wie vom Soldaten Peider (Michael Dohrmann) – und auch die Aussage des Paters, Andri müsse sich endlich selbst so annehmen, wie er nun einmal sei, führen schließlich dazu, dass der Junge vor den Vorurteilen und Anfeindungen seiner Umwelt kapituliert und sich mehr und mehr mit dem Bild, das man „von einem wie ihm“ hat, identifiziert.



Die „Judenschau“ läutet das dramatische Ende von „Andorra“ ein.

Fotos: Gergen



Amri hält um Barblins Hand an und kann das Nein des Vaters nicht akzeptieren.



Andri nimmt immer mehr seine vermeintlich jüdische Identität an (verdeutlicht durch die zunehmende Gelbfärbung seiner anfänglich weißen Kleider).

Dies reicht bis hin zur selbsterfüllenden Prophezeiung des Geschmähten, das alte Los der Juden als Sündenbock erleiden zu müssen, obgleich er keiner ist (Andri: „Ihr Schicksal ist mein Schicksal!“). Obgleich Andris richtige Mutter, eine „Schwarze“, sich bei einem Besuch in Andorra ihrem Sohn offenbart, ist dieser schon so weit, dass ihn die Wahrheit nicht mehr erreicht: „Ich bin anders, ich wollte es nicht wahrhaben, aber es ist so. Ich hab's angenommen!“

Als die Senora (Stephanie Däbritz) bei der Abreise aus dem Hinterhalt ermordet wird, erfolgt der lange befürchtete Einmarsch des schwarzen Nachbarvolkes. Nur mit dem Auffinden „des Juden“ können die Andorraner diesen Überfall unbeschadet überstehen. Obwohl die meisten zu diesem Zeitpunkt die wahre Herkunft Andris kennen, schweigt die Mehrheit und macht sich so kollektiv schuldig an dem Jungen, der bei einer „Judenschau“ von den rassistischen

Fremden identifiziert und getötet wird. Diese Feigheit sowie das Verleugnen der eigenen Schuld mit den unterschiedlichsten Ausflüchten werden den Zuschauern durch szenebegleitende Zeugenaussagen der Beteiligten nochmals intensiv vor Augen geführt. So meint beispielsweise der Jemand, stellvertretend für die Gesellschaft: „Es ist keineswegs erwiesen, wer den Stein geworfen hat ... Einmal muss man auch vergessen können, finde ich.“

Die innere Zerrissenheit der Hauptpersonen, ihre Entwicklung während des Stücks, die Dramatik der Geschehnisse und nicht zuletzt die Textfülle verlangen den Darstellern einiges ab. Umso eindrucksvoller und überzeugender erscheint vor dem Hintergrund, dass sich das Ensemble jährlich neu zusammenfindet und nur dreieinhalb Monate geprobt wurde, die Leistung jedes einzelnen Mitglieds.

Max Frisch selbst beschrieb vor der Premiere von „Andorra“ in einem Interview mit dem jüdisch-deutschen Schriftsteller Curt Riess die Quintessenz seines Stücks mit folgenden Worten: „Die Schuldigen sind sich keiner Schuld bewusst, werden nicht bestraft, sie haben nichts Kriminelles getan. Ich möchte keinen Hoffnungsstrahl am Ende, ich möchte vielmehr mit diesem Schrecken, ich möchte mit dem Schrei enden, wie skandalös Menschen mit Menschen umgehen.“ Auch mehr als ein halbes Jahrhundert später hat das Thema nicht an Schrecken verloren, im Gegenteil. Umso wichtiger also, dass die Produktion des Theaterhauses dies auf eindrucksvolle Weise wieder ins Gewissen ruft. Der minutenlange Applaus, der am Donnerstag in stehenden Ovationen endete, beweist, dass genau das gelungen ist. Chapeau!

Die letzten zwei der insgesamt vier Open-Air-Aufführungen von „Andorra“ gibt es am heutigen Samstag um 20.30 Uhr und morgigen Sonntag um 19.30 Uhr auf der Süd-Treppe der evangelischen Stadtkirche Vaihingen.

„Humor schafft sowohl Nähe als auch Distanz“

Ein Gespräch mit dem Schauspieler, Autor und Regisseur Gerald Friese – Theater-Projekt der 11. Klasse der Vaihinger Waldorfschule

VAIHINGEN (oh). Eine interne und zwei öffentliche erfolgreiche Aufführungen im anähernd vollbesetzten neuen Saal der Vaihinger Waldorfschule erlebte das Theaterstück „Jugend in kalter Zeit“ von Gerald Friese nach dem Roman „Jugend ohne Gott“ von Odön von Horváth, gespielt von der 11. Klasse der Waldorfschule. Nach der Premiere kam ein Gespräch mit dem Autor und Regisseur zustande, die Fragen stellte Hans Vastag.

Herr Friese, Sie sind ja seit Jahren Hausregisseur der Freien Waldorfschule für die Oberstufe. Sie bearbeiten jeweils die ausgewählten Stücke, oder Sie schreiben sogar ganze Stücke für die jeweiligen Ensembles. Wie kamen Sie nun auf das Stück „Jugend in kalter Zeit“?

Der Roman Horváths wurde vom Ensemble der 11. Klasse vorgeschlagen, was mich sehr gefreut hat. Daraufhin haben wir uns mehrere bereits existierende Dramatisierungen kommen lassen und sie gelesen. Allerdings entsprach keines so richtig meinen Vorstellungen, sie waren eher holzschnittartig. Allein die Fassung Christopher Hamptons hatte etwas, jedoch war auch sie zu männerlastig. Die Klasse hat aber auch begabte Mädchen. So beschloss ich, ein komplett neues Stück zu schreiben, in dem die Mädchen mehr Rollen bekommen – und auch gewisse humorvolle Elemente nicht fehlen, die, wie ich finde, bei Schul-Inszenierungen Platz haben dürfen, nein, müssen. Aus diesem Grunde haben wir auch einen neuen Titel gefunden, statt „... ohne Gott“ heißt nun „... in kalter Zeit“, ein Zitat aus dem Roman.

Das Stück behandelt ja das Thema der Erziehung Jugendlicher im Nationalsozialismus und trotzdem ist – wie Sie sagen – Humor darin zu finden. Geht das eigentlich: Nationalsozialismus und Humor?



Aufführung der Waldorfschule.

Foto: p

Eindeutig ja, Humor schafft sowohl Nähe als auch Distanz, und das gleichzeitig. Und er entlarvt obendrein die Ideologie des Nationalsozialismus: Da hebt ein Feldwebel die Hand, und die rote Hakenkreuz-Binde fällt ihm zum Entsetzen seiner Gesprächspartnerin zu Boden und stellt den Feldwebel eigentlich bloß: Alles ist nur Fassade. Auch die Wortspiele, die ich hineingeschrieben habe, sollen das gleiche verdeutlichen. So schaffen wir eine erfrischende Entfernung zum Roman. Auch der Ausgang ist in unserem Spiel ein anderer als in der Vorlage: Der Täter begeht bei uns nicht Selbstmord, und der Lehrer geht am Ende nicht nach Afrika, ein Pfarrer, der im Roman einen breiten Raum einnimmt, fehlt bei mir gänzlich. Dagegen ist das innere Selbst des Lehrers, seine innere Stimme, bei mir durch einen Schauspieler personifiziert, ein aus dem Spiegel heraustretendes, nun le-

bendiges und sprechendes Spiegelbild. Das ist ein Inszenierungskunstgriff, der viele Möglichkeiten bot, die Gedankengänge des Pädagogen zu vertiefen und zu verfolgen. Der Roman beschreibt auf vielen Seiten die Gedanken der handelnden Personen, in einem Theaterstück braucht es jedoch andere, auch visuelle, Umsetzungen.

Sind Sie mit dem Ergebnis zufrieden? Wie war die Arbeit mit den Schülern?

Oh ja, ich bin sehr zufrieden! Die Schüler haben in den dreieinhalb Wochen Unglaubliches geleistet: schauspielerisch, bühnentechnisch und organisatorisch. Einige Schüler haben vorzügliches Talent bewiesen, sich in Rollen zu versetzen. Auch sprachlich haben sie Vorzügliches gezeigt. Die Beleuchtung lag auch fest in Schülerhand, Mitglieder der 10. Klasse, und sie klappte einwandfrei. Wir haben ja auch auf ein aufwendiges Bühnenbild verzichtet und dafür Zeitdokumente aus dem Dritten Reich eingeleitet, sowohl in Musik- und Film-Form als auch in Tondokumenten, zum Teil aus den Wochenschauen der 30er-Jahre. Sie sollen die Zeitepoche erfahrbar und nachvollziehbar machen und historisch belegen. So konnten wir mit einem eher spartanischen Bühnenbild arbeiten. Es wurde übrigens von den Schülern entwickelt und gestaltet. Es sollte nur die Situationen andeuten und nicht überladen wirken.

Auch die Kostüme, die Requisiten und die Musik waren außerordentlich stimmig.

Oh, das freut mich. Kostüme zu finden ist ja nicht immer ganz einfach, wenn man keinen vollständigen Theaterfundus vor Ort hat, wie es ein Stadt- oder Staatstheater vorweisen kann ... Der Schüler-Requisitaurin bin ich sehr dankbar, alles kam zur rechten Zeit zusammen. Natürlich mussten die gesungenen

Lieder eifrig geprobt werden, auch da kann ich das Ensemble und den Tutor, der die Lieder einstudiert hat, nur loben. Die Musik stammt hauptsächlich von Wagner, Strauss, Schubert und Schumann und von drei eher unbekannteren deutschen Komponisten.

Plakat und Programm-Flyer...

... waren eine Gemeinschaftsproduktion von Ensemble, Regisseur und dem Arbeitskreis Öffentlichkeitsarbeit der Waldorfschule. Die Schüler haben sich auch um Sponsoren gekümmert, denen ich auch auf diesem Wege meinen Dank aussprechen möchte.

Wie viele Stücke haben Sie bisher an dieser Schule inszeniert?

Oh, da muss ich kurz nachrechnen, ich glaube, es waren insgesamt 17 oder 18 Inszenierungen, darunter sind auch Roman- oder Filmdramatisierungen und einige eigene Stücke.

Sie sind nicht nur Theaterregisseur und -pädagoge. Laut Ihrer Webseite sind Sie sehr vielseitig.

Na ja, vornehmlich bin ich ja Schauspieler. Ich habe in Stuttgart studiert, und nach der Ausbildung war ich am Staatstheater Stuttgart engagiert. Hinzu kamen dann Anfragen zu inszenieren oder auch Literatur vorzutragen. Einige Jahre war ich Dozent an der Internationalen Schauspiel-Akademie Stuttgart. Heute bin ich als Schauspieler, Theaterregisseur, Literatur-Performer und Autor tätig. Manchmal moderiere ich auch und habe vor einigen Jahren das Genre „Literarische Spaziergänge“ erfunden. Als Autor schreibe ich hauptsächlich Theaterstücke, aber auch Erzählungen und Gedichte. Ich fühle mich weniger als Romanautor, da traue ich mich bisher noch nicht heran.

Zur Person

Gerald Friese

Der Hut ist sein Zeichen, ebenso seine Leidenschaft für die Literatur – temperamentvoll, virtuos und einfühlsam führt er seine Zuhörer durch die Welt der Poesie und Literatur, und es entstehen



Gerald Friese.

in verschiedenen Rollen und Kostümen, auch in Zusammenarbeit mit Musikern, literarische Texte zu neuem Leben. Aufgewachsen in Hamburg, besuchte er die Schauspielerschule in Stuttgart. Er war Gast am Staatstheater Stuttgart, arbeitete für die Süddeutsche Blindenhör-Bibliothek und war Dozent an der Internationalen Schauspiel-Akademie Createe Stuttgart. Heute ist er freiberuflich als Schauspieler, Regisseur und Literatur-Performer im gesamten deutschen Sprachraum tätig, seit 2006 auch als Autor.